

Saale-Zeitung.

Wissenschaftlicher Jahrgang.

Anzeigen... werden die 6 gebildeten... werden den Raum mit 30 Bl. be...

Verlagspreis... Die Zeitschrift... 2.50 RM. durch die Post...

Nr. 149.

Halle, Dienstag, den 30. März

1915.

Außerordentliche Vorbereitungen zu einem Dardanellenangriff Die Russen über den Dneister zurückgeworfen.

In Erwartung englischer Verstärkung. Die „Aktion“ der russischen Schwarze-Meer-Flotte im Bosporus.

c. B. Christiania, 29. März. Christianiaer „Aktionsposten“ meldet aus London: Die Vorbereitungen zum neuen Angriff auf die Dardanellen werden als außerordentlich bezeichnet.

„Daily News“ berichtet aus Athen: Der Kommandant eines der französischen Schlachtschiffe soll gesagt haben, daß kein Opfer das Vorhaben der Verbündeten durch die Dardanellen hindern könne.

c. B. Berlin, 29. März. Ueber die russische Aktion am Bosporus meldet das „B. Z.“ aus Konstantinopel folgende Einzelheiten: Während ein Teil der türkischen Seestreitkräfte im östlichen Schwarzen Meere gegen die russische Küstenschiffahrt operierte, erschien gestern die gesamte russische Schwarze-Meer-Flotte, angeführt durch die am Meeresverbreiten abgeblichen Admiralstaten der englisch-französischen Blockadeslotte in den Gewässern vor der Bosporus-Einfahrt.

Ein militärischer Kommentar zu dieser „Aktion“ ist überflüssig, denn sie war wohl ausschließlich darauf berechnet, tendenziöses Material zur Beeinflussung der Presse zu liefern.

Unstimmigkeiten zwischen den Flottenchefen der Verbündeten. c. B. Genf, 27. März. Die „Havas-Agentur“ verbreitet eine Meldung aus Malta des Inhaltes, daß zwischen der englischen und französischen Flottenleitung vollkommene Uebereinstimmung herrsche.

Verhandlungen des Dreierbundes über Konstantinopel.

c. B. Kopenhagen, 29. März. Wie der Petersburger „Kurier“ meldet, dauern die Verhandlungen in Kopenhagen mit teuren Verbänden über die Bes...

Der österreichisch-ungarische Seeresbericht.

WET. Wien, 29. März. Am 1. März wird verlautbart, 29. März 1915:

Die Kämpfe in den Karpaten dauern fort. Ein gestern durchgeführter russischer Angriff auf die Höhen westlich Banjaovod wurde nach mehrtägigen Kämpfen unter großen Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

Legung Konstantinopels fort. Sie haben bisher zu einem Wölschl noch nicht geführt, nehmen jedoch, dem genannten Blatte zufolge, einen „bundesfreundlichen Fortgang“.

Die Verbündeten verteilen eben das Fell des Särens, ehe sie ihn erlegt haben!

Indien und der Krieg.

Von Dr. Eten Konow-Hamburg, Professor am Kolonialinstitut.

Wird sich Indien von England losreißen und wird das der Anfang zur Auflösung des britischen Weltreiches werden? Das sind Fragen, die jetzt immer wieder aufgeworfen werden. Wir erinnern uns, daß Nachrichten von Anrufen in Indien immer wieder auftauchen; es wird uns erzählt, daß das indische Volk von den Engländern auf jede Weise unterdrückt wird.

Zunächst ist es vollständig unberechtigt, von einer englischen Weltmacht in Indien zu sprechen. Es ist unmöglich, zu leugnen, daß Indien von den Engländern gut vermarktet wird, daß überall Ruhe und Sicherheit herrscht, daß die Zivil- und Militärbeamten gerecht sind und auch sehr oft sich für das Wohl und Wohlergehen der Indianer persönlich interessieren.

Ueberhaupt ist es unmöglich, die Ansicht aufrechtzuerhalten, daß England Indien auslaugt. Davon ist nicht die Rede, und die Mühsamkeit, welche unter den Indianern vielfach zutage tritt, hat ganz andere Gründe. Diese können im großen und ganzen als verschiedene Arten der Reaktion gegen die europäische Fremdherrschaft charakterisiert werden.

Die englische Politik in Indien hat nun auch ganz natürlich dazu beigetragen, die Reaktion zu stärken. Schon sehr früh wurden Indien in großer Ausdehnung in der Verwaltung verwendet, eben weil dies viel billiger wurde, und auf diese Weise war z. B. Bentinck imlande, große Erfahrungen zu erzielen. In den höheren Ämtern aber wurden die Indianer fast gar nicht zugelassen.

Da es nun noch immer der Fall ist, daß die Indianer, welche allerdings bei weitem die meisten untergeordneten Ämtern in Indien besetzen, nur in ganz bescheidenem Maßstabe zu den höheren Stellen zugelassen werden, so begreift es sich leicht, daß sie der Ansicht sind, daß die festerlichen Verordnungen nicht gehalten werden.

Der höhere Unterricht ist nach englischen Muster geordnet, und die Indianer besuchen die Universitäten und die höheren Schulen fast bloß, um Examina abzulegen oder Titel zu erwerben, welche zu einer Anstellung führen können, und das Resultat ist vielfach ein trauriges Zerbröckel, das bisweilen recht lächerlich wird.

Seitdem die Engländer englisch aufgehört haben, an die Befehung der Indianer zum Christentum zu denken, ist das Prinzip sehr außer Acht gelassen worden, daß keine Einmischung in religiöse Vorstellungen oder soziale Verhältnisse gestattet werden dürfe. Es ist dies gewiß ein kluges und praktisches Prinzip. Da aber die alte indische Zivilisation mehr als in anderen Ländern auf religiöser Grundlage ruht, muß es auch dazu führen, daß die Engländer mit der nationalen Kultur fast gar keine Fühlung haben, sondern ihr ganz fremd gegenüber stehen.

Es scheint unzweifelhaft zu sein, daß unter den gebildeten Indianern eine tief gewurzelte Mißstimmung gegen England vorhanden ist. Ebenfalls scheint es mir aber zu sein, daß vorläufig keine Aussicht vorhanden ist, daß diese Mißstimmung zu einer allgemeinen Empörung führen wird. Der Umstand jedoch, daß die indischen Fürsten treu zu den Engländern stehen, würde auf die Dauer nicht entscheidend werden.

Wichtiger ist es, daß die Indianer wissen, daß die Stellung der Engländer im Lande wie zu stark ist, als daß sie es mit ihnen aufnehmen könnten. Die indische Arme ist so zusammengesetzt und so verteilt, daß sich in ihr ein Solidaritätsgefühl kaum entwickeln könnte, und daß die einzelnen Abteilungen nicht leicht von ihren Umgebungen beeinflusst werden könnten. Wir sehen denn auch, daß die indischen Soldaten in Frankreich und Belgien tapfer neben den Engländern kämpften, und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß sie auch in Indien selbst ebenso tapfer für die Engländer kämpfen würden. Ihnen gegenüber haben die Nationalisten nicht aufzukommen, kein Heer und namentlich keine Offiziere.

Weiter müssen wir bedenken, daß es noch keine wirkliche indische Nation gibt. Die Rassenverhältnisse, die Rassenunterschiede und namentlich die großen sprachlichen Verschiedenheiten werden sich lange der Entwicklung eines allgemeinen Nationalgefühls in den Weg stellen. Dazu kommen weiter die religiösen Verschiedenheiten. Die Hindus wollen ein hinduistisches Indien, die Moslems ein islamisches, die Christen ein christliches, während die Mohammedaner durch höchstens von einer Wiederherstellung der Herrschaft des Islams träumen könnten.

Vertical text on the left margin, likely bleed-through or scanning artifacts.

Die nationale Bewegung in Indien ist bis jetzt wesentlich eine hinduistische gewesen, und eben weil die Mohamedaner wissen, daß sie in einem hinduistischen Staate viel weniger Rechte und viel weniger Schutz finden würden als unter der englischen Herrschaft, haben sie sich bis jetzt ganz allgemein ferngehalten. Und die Proklamierung des heiligen Krieges scheint vorläufig wenig daran geändert zu haben. Wohl hören wir, daß eine weitverbreitete mohamedanische Zeitung in Kalkutta den jetzigen Krieg durchaus in demselben Geiste behandelt, die leitenden Mächte aber, der Aga Khan an der Spitze, haben förmlich erklärt, daß der heilige Krieg sie nichts angehe. Wohlwollend denken wir ihnen in ihrem Herzen anders. Sie sind aber Klug genug, um einzusehen, daß sie mit dem Hindu nicht zusammenkommen können. Nach und nach wird sich ihre Auffassung vielleicht ändern, so etwas geht ja im Orient sehr langsam, und falls der Emir von Afghanistan an der Spitze eines großen Heeres unter dem Banner des Islams in Indien einrücken würde, würden sie sich ihm wohl schließlich anschließen. Denn auch sie lieben die Engländer nicht eigentlich. Man muß aber nicht vergessen, daß ein Einmarsch in Indien überaus schwierig sein würde. Schon in den Wäldern würde entscheidend Widerstand geleistet werden, und auch die Induslinie ist für den Vereiterer sehr hart. Hier würden hinduistische Truppen gegen die Afghanen ziehen, und die Hindus würden auch sonst in Indien schließlich finden, daß eine mohamedanische Herrschaft für sie doch schlimmer sein würde als eine englische. Divide et impera ist immer ein Grundrath der englischen Politik gewesen, das Prinzip des Gleichgewichts, und es wird sich sicherlich auch jetzt bewähren.

Meiner Uebersetzung nach dürfen wir somit nicht mit einer Empörung in Indien rechnen. Den schweren Kampf, den wir kämpfen, müssen wir schon durch eigene Kraft zu Ende führen. Und falls wir endlich alle Feinde besiegen können, so ist es wohl fast sicher, daß dies Resultat auch auf die Verhältnisse in Indien einen nachhaltigen Einfluß ausüben wird. Das Ansehen der Engländer hat nicht dadurch gewonnen, daß die Indier jetzt die Auffassung bekommen, daß die Engländer ohne ihre Hilfe nicht imstande sind, ihre eigenen Kriege zu führen. Wie eine englisch-indische Zeitung schreibt, auch die Bräutereien blieben nur so lange zuweilen, bis sie zu der Ansicht gelangten, daß sie unentbehrlich waren. Und besser wird es nicht werden, falls die indischen Soldaten geschlagen nach Indien zurückkehren und berichten, daß Deutschland und Oesterreich das geleistet haben, was der Aga Khan für unmöglich erklärt hat, so mächtige Herrscher wie der Kaiser-König und der Zar zu besiegen. Dann werden die Schwermüthen der Engländer in Indien erst recht anfangen. Ganzam, was alles im Orient geht, werden wir die Folgen wohl erst nach vielen Jahren richtig bemessen werden können. Erst dann werden wir auch erleben können, ob die Engländer noch imstande sein werden, sich in Indien zu behaupten, was sie bis jetzt, wie sie selbst sagen, durch ihr Schwert und durch ihr Prestige getan haben.

## Kriegsbriefe aus dem Westen.

(Unberichtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Von vier weiteren Wädeln.

Von unserm Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, den 22. März.

Nicht weit von einer Stelle der nördlichen Westfront, wo es in vielen Tagen sehr heiß zugegangen ist, habe ich sieben oder achtzig wunderlich kienem Leuten. Wenn ich sage, nicht weit, so heißt das, daß man nur dort noch etwa zwanzig Minuten mit dem Kraftwagen nach der Front zu fahren hat. Es ist der erste März, wo die aus dem Schützengraben zurückkehrenden Truppen rasten können, der letzte, wo die in die Feuerlinie rückenden Kompagnien Halt machen. Da sieht an einer Weggegend zweier zerfallenen und verbrannten Mauern eine lange Bretterbaracke mit der wilden Aufschrift: „Kriegsverpflegungsanstalt.“ Nun ist das ein Wort, welches bei allen Kriegsteilnehmern noch in vielen späteren Jahren in goldenen Erinnerungsbüchern prangen wird. Denn wo auch immer ein müder und hungrierter Krieger den Wegweiser zur „Kriegsverpflegungsanstalt“ aufgestellt sieht, da weiß er, daß ihm zu allen Tages- und Nachstunden ein kräftiges Mahl und ein warmes Getränk kostenlos geboten werden. Während

aber die unzähligen Kriegsverpflegungsanstalten, wo ich bisher eingedrungen bin, alle von der Mill.-Verwaltung durch Soldaten betrieben werden, habe ich hier zum ersten Male eine gesehen, die ganz von heiligen Frauenhänden im Gange erhalten wird.

Mit einem der ersten Lazarettzüge, die bei der Mobilisierung in einer mitteldeutschen Stadt zusammengestellt wurden, gingen vier weitere Wädel als geprüfte Bäckereiobermeister mit hinaus: Eine schlanke verjüngte Holzerin, die eines großen deutschen Dichters Namen trägt und seine Entfeln ist, eine künftige Dessauerin, eine muntere, unabhägige Waidheuerin und als Führerin der anderen eine feine, vermählte Frau Amtsrathskammer aus Berlin, die es mit nicht verübeln mag, daß ich sie hier mit zu den jungen Wädeln rechne. Wenn man sie in ihrem emigen Wartungsbereich zwischen ihren Mitarbeiterinnen beobachtet, sieht man ihren frischen Wangen die Würde des Titels nicht an.

Sie hatten alle vier sehr bestilfen im Laboratorium die Jagd auf die scheidenden unthätigen Feinde der Menschen erlernt, und da sie wußten, daß in früheren und noch in manchen neueren Kriegen die anstehenden Krankheiten viel größere Verletzungen unter den kämpfenden Truppen angebracht haben als Pulver und Blei, so dürften sie hoffen, ihrem Vaterlande als Jüngerinnen der Wissenschaft gute Dienste zu leisten.

Aber es kam anders. Gleich mitten hineingekollt in die Haupttransportstraße der aus den heiligen Schlachten zurückkehrenden Verwundeten, mußten sie erfahren, daß Ärzte und Pflegepersonal im Ueberflusse vorhanden waren. Woran es aber an den zahlreich und unregelmäßig durchzufahrenden Verwundetenzügen fehlte, das war an Geträtzten. Und schnell entschlossen verlegten sich die vier Jüngerinnen der Wissenschaft auf das Rasenrasen und schlepten bei Tag und Nacht, ohne jeden Hofmuth der höheren Tugenden und Gesellschafts-bande, Küche mit Tassen und Eimer mit dampfendem Geträtz in die Verwundetenabtheile. Das hat ihnen manche brennende Lippe gekostet.

Der Krieg rückte weiter vorwärts, nach Frankreich, und verlegte die Vier um Mitte Oktober nach einer eben eintretenden Stadt, wo nach das Blut auf den Straßen schäumte und die Flammen aus zerfallenen Dachgebälgen stiegen. Unausflüßig rüßten die Heerführer vor und wieder fragten die marksmüden Krieger in dem meistweit durch Kämpfe verwüsteten und von Einwohnern entlassenen Lande nach Geträtz und Speise. Da vernahmen die vier Kandidatinnen der Gesellschaft, denen es immer noch nicht gelungen war, die Jagd auf mikroscopische Bakterien und Bazillen zu eröffnen, in den Stimmen von hunderten verpflegungsbewußten Männern ihren wahren Beruf in diesem Kriege, ihren deutschen Hausfrauenberuf. Unter unzähligen Schwierigkeiten gründeten sie unter einem herrenlosen Segelstuchplan, den ein paar kräftige Soldatenhände in der leidlich willkürlichen Ede zwischen den äußersten gestützten Säulern der Stadt aufgepaßt hatten, ihre „Kriegsverpflegungsanstalt“. Mit Hilfe eines Saatzarzes wurden vier große Kochkessel requirirt, Brennholz wurde herbeigeführt, was sich in den zerfallenen Säulern noch an halbwegs brauchbaren Tischen, Stühlen und Bänken aufstreifen ließ, wurde zusammengetragen, und am vierten Tage nach der Gründung tauchten die vier Heerherze schon mit solchem Erfolge, daß beinahe tausend Mann verpflegt werden konnten.

Vor diesen schönen Erfolg hatten die Götter freilich mehr Schweiß gefloßt, als sich die hungrieren Soldaten, deren Appetit die Köchinnen lobte, bei ihren dampfenden Suppentischen ahnen lassen konnten. Denn die heiligsten Unternehmungen der Speiseanstalt hatten in eigener Verlor auf die Heber und in die Gärten der verlassenen Nachbarkörner gehen müssen, um sich Kartoffeln, Gemüse und Suppenträger zu sammeln. Freilich fanden sie alsobald hilfreiche Unterstützung. Jeder Soldat, der eine freie halbe Stunde hatte, legte Hand an zum Kartoffelschöpfen, Gemüsepflücken, Gekühnwaschen, Holzgutragen. Auf diesem ersten Werke des Aufblühens der Gründung ist in dankbarer Angelegenheit der „Cui-boni“ verzeichnet, ein hämmiger dänischer Landwehrmann, der sich überall nützlich machte und dessen ganze fremdsprachliche Sprachkenntnis sich in den Worten „oui, oui“ erschöpfte, womit er namentlich im Verkehr mit englischen Gefangenen glänzend auskam. Niemand weiß, wofür inzwischen den „Cui-boni“ das Kriegsgeld gefahrt haben mag. Aber in der Verpflegungsanstalt der Vier bleibt er unvergessen. Dann traten

als Mitwirkende zwei baunlaune englische Sportsmänner in den Betrieb ein, die das Tellerwischen der Arbeit am Regebau vorzogen. Immer weiter wuchs der Umfang der Arbeit. Aber sehr schnell machte das zufällige Eintreten Kommando des Vert der freiwilligen Sanitätsvereine und die Anwesenheit der „Kriegsverpflegungsanstalt“ erkannt. Durch einen Glanzbesuch wurden die vier Damen als nächste Mitglieder der Menschheit übernommen. Seither müssen sie ein dritteljähriges Tagelohn führen und bekommen die tägliche Besoldung wie jede andere Formation. Man hat ihnen, damit sie mit ihren Gatten im vorrückenden Winter nicht zu frieren brauchen, die hässliche Bretterhütte errichtet. Einige etappenidiotische Leute stehen ihnen jederzeit zur Hilfe zur Verfügung. Das ist auch nötig, denn so heilig sie auch sind, sonst könnten es die Vier gar nicht mehr leisten, namentlich die großen Truppenzubereitungen.

Saben sie es doch kürzlich fertig gebracht, die vier deutschen Wädel, an zwei Tagen 3150 Leute zu verpflegen! Da heißt es auf dem Posten sein! Der garten ich, anten Amtsgerichtsrath hätte ich es nicht zugetraut — und sie sich selbst vielleicht früher nicht —, daß sie an einem Tage, wo es an Fleisch mangelte, selbst in den Schlachthof der französischen Stadt gegangen ist und sich selbst das Stück Rind ausgelacht hat, was sie brachte.

Damals, als die Vier als selbstbewußte Abenteurer der Weisheit Westfalps im Laboratorium lernten, Küntenaufnahmen zu machen, durch das Okular des Mikroskops zu schauen und die blaue Scheibe gegen das Licht zu halten, haben sie gewiß nicht davon geträumt, daß sie einmal mit all ihrer Wissenschaft sich weiße Küchenhütchen umbinden und Kohlhuppen in wackelige, großen Mannhütchentöpfen kochen würden. Aber nun sind sie froh und stolz, daß sie in so wichtiger Stellung dem Vaterlande dienen und zeigen können, was deutsche Frauen da, wo man sie braucht, zu leisten vermögen. Und stolz auf sie ist die ganze Armee, der sie zugehört sind. Jeder Offizier, der auf dem Wege eine Viertelstunde erübrigt, lehrt gern bei ihnen ein und freut sich, nach langer Entbehrung wieder ein paar Worte mit gebildeten deutschen Frauen plaudern zu können. Von den Tausenden von Soldaten, die sie verpflegt haben, die aus allen Kreisen kommen und in allen Gemüthsverfassungen in die „Kriegsverpflegungsanstalt“ kamen, hat niemals einer ein unhöfliches oder auch nur unföhliches Wort zu den vier Liebeswundern Wädeln gesprochen. Wenn die Französinen, wie ich zuweilen beobachtet habe, andere Erfahrungen mit unleren Leuten machen, so muß es wohl an ihnen selbst liegen.

Schließlich haben die Vier auch eine große Anerkennung für ihre bei Tag und Nacht unermüdbare Arbeit geerntet. Der Kaiser kam in die Stadt und hielt Truppenbesichtigungen ab. Da vernahm er von der Gründung und den Leistungen der vier Wädel und ließ sie aus ihrer Kriegsverpflegungsanstalt zu sich rufen, wie sie gingen und fanden.

Fast ängstlich kamen sie in ihren lauberen Küchenhütchen vor den Monarchen getreten. Und unser Kaiser, der ein so helles Auge für alle wirthliche Tüchtigkeit hat und sie hier drauhen im Felde so gerne lobt, hat ihnen selbst für ihre Kriegshausfrauenarbeit am Kochtopfe gedankt. Da hatten die vier wackeren Wädel ganz rot überglühende Gesichter vor Scham und Stolz.

W. S. H u e r m a n n, Kriegsberichterstatter

Die Opfer des Hegerangriffes auf Straßburg.

C. B. Karlsruhe (Baden), 28. März. Infolge der Verletzungen durch Bombenhitze, des Schatzens der Kriegerangriff werden die G-fähigen und die zühriegeren Loger des Volkshausers Lange, zwei weitere Kinder sowie die Witwe Weite gehen bedenklich darnieder. Fünf fernere getroffene Kinder befinden sich auf dem Wege der Besserung.

Apachen an die Front!

C. B. Paris, 29. März.

Um dem Mangel an Soldaten in Frankreich abzuheffen, schlägt „L'ri de Paris“ vor, die „Unwürdigen“ im Alter von 18—40 Jahren, nämlich die Pariser Apachen, einzureihen. „Man kann nicht umhin, zu fragen“, schreibt das Blatt, „warum diese Individuen nicht an der Front sind. Wie, wenn ehrbare Leute sich schlagen, dürfen die Störer der Ordnung ruhig in Paris sitzen? Gibt es keinen Graben mehr auszugeben? Gibt es nicht an der Front schwere Arbeit zu

## Die weiße Frau.

Ein Roman vom Lauenstein von Anny Wolke.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dann rief er ungestüm wie ein Junge den leichten Panama vom Nagel und verließ stürmisch seine „gotische Burg“, wie er sein Freundesbergzimmer getauft. Mit wenigen Schritten nahm er die steile Steintrappe nach dem Burghof, die eine dunkle Pforte abschloß. Schwer drehte sich die alte, elenbischlagene Tür in den Angeln, und dann fand Holm im Burghof und sah auf zu den Zinnen des Pfadchloßes, in dessen Fenstern die Sonne brannte. Durch das tief herunterhängende Gezeig der Weiden ging es wie ein Wispeln und Flüstern, und Holm verbeugte sich müde an das Wädelchen denken, das getrennt aber dort unter den Weiden mit den Kindern gesungen: „Jungfer, sie sollt tanzen in diesen Rosenzäun.“

Und er sah das Gekloßchen prüfen in ihrem braunen Haar, über welches rote Funken flüchten.

Wie eilig und absehnlich sie verparzte, als ihn Dr. Wegner bei der Abendstafel dem schönen Wädeln und ihrer Mutter vorgestellt. kaum, daß sie städtig ein paar nichtsitzende Worte zu ihm gesprochen. Und doch wußte er, daß sie reden konnte.

Welch ein geistreiches Geflüster war das zwischen ihr und dem jungen Professor gewesen, dem Mann mit dem feinen, blauen Gesicht und den hellblauen Augen, der, wie ihm Peter Jürgen vertraute, einen künftigen Zug hatte und dabei doch ein Wädel im Tanzen und Reiten sein sollte.

Der Kerl, Baron Toß von Wangen hatte man ihn genannt, ärgerte Holm. Das Wädelchen, das der Baron im Auge trug, verließ diesem blonden Menschen einen Ausdruck, als blide er ungläublich überlegen auf die Menschheit hernieder.

Vom Wegrang her, der sich so städtig in seinem Brautgemach aus atzte. Seit von dem Zinnhügel bis zum Torwartshaus hing, ein jeder Peter Jürgen frische Stimme dem Freunde den Morgenstern zu, und gleich darauf kam der blinde Hübe die schmale Treue hinabgeschliffen.

„Ist das nicht einig?“ fragte er, auf das gekünstelte Gefächter des Weghanges deutend, „ist das nicht wie ein Traum? Mensch, wo hast du denn dein Handwerkzeug?“

Treibt es dich nicht, das alles hier im Wädel festhalten?“ Von dem grünbehaarten Dach des Weghanges starrten ein paar weiße Tauben.

„Nein, Peter Jürgen“, lachte Holm zurück, „jeht muß ich zuerst freihülden. Geht du mit?“

Prüfend slog Peters Wädel zur Seite und zum Torwartshaus empor. Die Fenster zum Wädelzimmer waren tief verhangen und von der Wädel nicht verträumt der blaue Fieber.

Holm hatte seinen Arm in den Peters geschoben, falt städtig zog er ihn zum Burgtor hinaus, das sich hinter ihnen wieder mit einem dumpfen Laut wie von selbst schloß. Auf der Wädel blieben sie stehen. In dem grauen Turm des Burghofes spiegelte sich die Sonne und auf der Mauerwände irrte sich, auf dem Feld liegend, St. Dornberg. Beide Entlangen aufgestigt, las sie aus einem Buch den beiden aufstehenden, blonden Burghindern, die sich, eng umschlungen, dicht an die Mauer schmiegen, vor.

Klar und hell klang die junge Stimme zu den Männern herüber:

„Schon seit Jahrhunderten jange eine Sage. Daß alle sieben Jahr um Mitternacht Am Tage Allerheiligen sich der Geist Der weißen Frau von Orlandum als Nonne Im Bussgewand den Burghindern zeige.“

„Alle guten Geister“, rief Holm lächelnd hinüber. Mit einem entsetzten Schrei fuhr St. empor. Mit Mühe erzählte sie nach ihren einem schwarzen Laubholz, der bei der fastigen Bewegung beinahe in den Burghängen geflohen wäre, und probierte nun, auf der Mauer sitzend und mit hochgezogenem Arie den Schuß anziehend, mit gürnenden Augen hervor:

„Wie können Sie uns denn so erschrecken? Beinahe wäre nicht nur mein Schuß, sondern ich selbst in den Burghängen getrubelt. Sie hätten mich gewiß nicht wieder zugeführt.“

Die blonden Burghinder, die mit einem artigen Knut den beiden Männern die Hand reichten, lachten hell auf.

„Mein kleines Fräulein Unverstand!“, drohte Peter Jürgen St., während ihr Knebelzug galant die Hand führte. „Sie sind ja schon wieder bei dem Geistesgehäusen. Nehmen Sie sich nur in acht, daß Ihnen die Orlandum nicht mal des Nachts erschreckt und Rechenhaft von Ihnen fordert. Und außerdem lernen hier die kleinen Fräulein das Gräueln.“

Die blonden Kinder jubelten hell. „Wir fürchten uns nicht“, rief die größere, das helle Haar unwillig in den Nacken werfend, „nur die Wädel müssen sich fütchen.“

„Et, ei, wie heißt du denn, Fräulein Weisheit?“

Ludardis Wegner, und das hier ist meine Freundin. Sie bleibt noch lange hier bei uns auf der Burg, und sie fürchtet sich auch nicht.“

Die schwarzumgürteten Blauaugen der Kleinen leuchteten hell.

„Ludardis hieß das Ritterhäulern von der Burg, das den schönen Rittersmann, der die weiße Frau entführte, freite“, erklärte sie wichtig und sah mit schelmlichem Lächeln zu den Männern auf, „und darum heißt meine Freundin auch Ludardis, wie die schöne Prinzessin der Sage.“

Die Männer verabschiedeten dem Töchterchen des Burghern eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, die das schlanke Wädelchen mit den Reihungen lächelnd entgegennahm. Denn Harterden die blonden Dinger, gleich Schmetterlingen, indem davon, sich im Burghängen Blumen für Kränze zu pflücken.

„Si war mit einem Schuß von der Mauer und sah nun noch immer zürnend zu den Männern auf.“

„Wie können Sie das nicht“, sagte sie mit drohend erhobener Faust zu Peter Jürgen, „daß Sie hier auf der Burg weilen, wenn Sie alles ins Lächerliche ziehen. Ich wünsche Ihnen wirklich, die weiße Frau erlösen Ihnen und nähme Sie beim Schöpfe. Und wenn Dr. Wegner des Abends im Ritteraal die Sage von der schönen Ludardis erzählt, dann kriegten Sie das Gräueln, daß Sie die ganze Nacht nicht schlafen könnten.“

„Das sind ja sehr edle Wünsche, meine verehrte, junge Freundin“, lachte Peter Wegner, und Holm nahm mit bittender Gebärde das hübsche Händchen des Wädeln in die seine und fragte lächelnd:

„Bürnen Sie auch mit, mein kleines Fräulein, wo wir doch seit gestern so gute Freunde sind?“

„Entzog ihm schnell ihre Hand und verdeckte sie energisch auf dem Rücken.“

„Haben Sie sich man gar nichts ein. Mit Ihnen bin ich fertig. Die Mauer hat aus dem Fenster gesehen, wie Sie gestern abend mein Bild heimlich in Ihr Schatzkästchen geschleht.“

(Fortsetzung folgt.)



